

Geschichte der Eichenwälder im Niederamt

Autor(en): **Bangerter, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **7 (1949)**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichte der Eichenwälder im Niederamt

Von Hermann Bangerter, Wöschnau

«Das Schultheiß Ampt Olten, zu welchem vor etlich und dreißig Jahren das Amt Werdt gelegt ist anjetzt nit so gering wie vor diesem: Der Luft ist gesund und hat überaus schöne umbliegende Eichwäld.»

So schrieb 1666 der solothurnische Geschichtsschreiber Franz Haffner in seiner Chronik «Der kleine Solothurnische Schauplatz» und bestätigt damit die allgemein bekannte Tatsache, daß in frühern Zeiten die Verbreitung und Ausdehnung der Eichenwälder im Niederamt, zwischen Olten und Aarau, größer waren. Die noch bestehenden kärglichen Eichengehölze, die einzelstehenden Eichen an Waldrändern und auf den Kanten der Flußterrassen sind deshalb als ihre letzten Fragmente anzusehen und können uns nur eine geringe Vorstellung des frühern Zustandes vermitteln. In der vorliegenden Arbeit sollen die ursprünglichen Areale der Eiche festgestellt, sowie das Werden und Vergehen der Eichenwälder dargestellt werden.

Die Ausdehnung der Eichenwälder

a) nach der Bodenart:

Bereits im Neolithikum erreichte der Eichen-Linden-Ahorn-Laubmischwald seine größte Ausdehnung. Die Eiche war schon den Pfahlbauern ein geschätzter Waldbaum, weil sich ihr Holz sowohl für Wasserbauten, wie für allerlei Gebrauchsgegenstände vorzüglich eignete. $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ aller Holzfunde aus dieser Zeit sind eichen.

Die ursprüngliche Ausdehnung dieses Waldes, von allen waldbaulichen Maßnahmen des Menschen noch unberührt, war folgende: Die längs der Aare über die Weiden- und Erlenaue sich erhebenden Flußterrassen mit ihren durchlässigen Schotterböden sind die natürlichen Standorte des erwähnten Laubmischwaldes, der nach den charakteristischen Vertretern, Eiche und Hainbuche, Eichen-Hainbuchenwald benannt wird. Die gleiche Waldgesellschaft besiedelte

ursprünglich in einer an Trockenheit angepaßten Ausbildung ebenfalls die linksseitigen Talhänge von Erlinsbach bis Trimbach, die aus den weichen Mergeln der Effingerschichten bestehen. Der Buche sind diese Böden zu wasserhaltig und zu wenig durchlässig. Sie fühlt sich wohler auf den harten Schichten des Hauptrogensteines am Gugen und Dottenberg. Die Buchenwälder am Engelberg sowie von Schönenwerd bis Wöschnau verdanken ihre Existenz den Wangerschichten, deren Gesteine ebenfalls schwer verwittern. Die Rottanne oder Fichte war bis ins Mittelalter für das Niederamt ein seltener Baum. Ihre heutigen Bestände sind das Ergebnis waldbaulicher Tätigkeit. Ebenso sind reine Eichenwälder nicht natürlich. Diese entstanden erst im Laufe der Jahre, als der Mensch sie vor allen andern Waldbäumen schonte und schützte.

b) nach Flurnamen:

Anhand der Blätter des topographischen Atlases von Aarau und Schönenwerd weisen die folgenden Flurnamen auf ein früheres Vorkommen der Eichenwälder hin:

Nach dem schweiz. Idiotikon sind Ei, Eih oder Ey althochdeutsche Namen für Eiche. Bei Dulliken an der Aare finden wir eine untere und eine obere Ei, ob Walterswil ein Eihölzli, beim Kraftwerk Gösgen das Eifeld, in Ober-Erlinsbach die Eimatten, bei Olten die Eihalde und westlich von Lortorf den Eibach, die Eien und den Eihubel.

Ei kann jedoch auch feuchtes Uferland oder am Wasser liegendes Gehölz bedeuten. Da aber im Niederamt eine solche Örtlichkeit mit «Au» bezeichnet wird, wie in Winznau, Hagnau und Wöschnau, darf auf Eichenwald geschlossen werden.



«Eich» ist der mittelhochdeutsche Name für Eiche. Es kann sich dabei nicht immer um Wald handeln, sondern auch um kleinere Gehölze von Eichen oder um einzelstehende, durch ihren Wuchs auffallende Bäume.

Lo oder loh sind ebenfalls Namen für Eichenwald. «Ein eichholz heißt das lo.» — «Das holz, das heißt lo, ist zu verbannen.»¹⁾ Bei Däniken finden wir die Flurnamen Langlohsberg und Langlohsweid, zwischen Walterswil und Oftringen liegen Oberloo, Loohof und Looeichen und eine Lohweid beim obern Wartburghof. Da «lo» auch Eichenrinde heißt, ist es möglich, daß einige dieser Bezeichnungen sich auf deren frühere Gewinnung zum Gerben des Leders beziehen könnten. Zwischen Stüßlingen und Erlinsbach dehnt sich das fruchtbare Ackerfeld «Breitenloh», auch «Breitenlohn» aus.

Auch unter «Löch» hat man Wald zu verstehen. «Das loch oder das holz, so umb das sloss (zu Laupen) und voll gestüd syn soll, darinn sich fynd enthalten möchten, zu rumen.»²⁾ Im «Muggenloch» bei Erlinsbach, im «loch» bei Gretzenbach und im «Löchli» bei Däniken stand also früher, bedingt durch den Boden, ebenfalls Eichenwald.

Recht zahlreich sind im Niederamt die Flurnamen mit «Hard», was Eichen-Weidewald bedeutet, im Gegensatz zu «Feld» = Ackerland, z. B. Buerfeld bei Lostorf. Bei Olten treffen wir: Hardfluh und Meisenhard, bei Dulliken ein Härdli, bei Däniken den Hardacker und das Hard. Das Obergösgerhard ist demnach der letzte Überrest eines frühern Eichen-Weidewaldes.

Ebenfalls an die Waldweide erinnern die Flurnamen «Weid», wie Stierenweid, Schweineweid, Studenweid und Hochweid.

Mit dieser Wirtschaftsform ist auch die Bezeichnung «Einschlag» oder «Einschlägli» verbunden, die wir in fast jeder Gemeinde antreffen. Der Einschlag entstand als Folge des Weidebetriebes und bedeutete ein eingefriedetes Stück Waldweide. Um das Keimen und Aufkommen von Jungpflanzen auf kahl abgeweideten Stellen zu ermöglichen, wurden um diese herum Gräben ausgehoben und die Erde auf deren innern Rand geworfen, so daß ein Wall entstand. Eine darauf errichtete Trockenmauer oder ein hölzerner Zaun aus Eichenstecken verwehrten dem Vieh den Zutritt. Zehn Jahre lang war das Weiden in Einschlägen verboten. Auf solche Wälle und Gräben stoßen wir im Niederamt heute noch, sogar in reinen Fichtenbeständen.

Stockrüti auf dem Engelberg, Stockacker bei Niedergösgen, Studenweid bei Däniken und Studenacker ob Winznau lassen ebenfalls auf Eichenwald schließen. Auf magerem Boden gelangte ein aus Laubhölzern bestehender Niederwald zur Ausbildung, in dem die Eiche stark vertreten war.

Ob Winznau gegen Mahren lesen wir den Flurnamen «Ägerte». Es ist dies ein Stück gerodeter Eichenwald, der erst als Acker genutzt, nachher infolge geringer Ernte sich selbst überlassen wurde, so daß sich eine Magerwiese bildete, um schließlich, wenn auch diese Nutzung unterblieb, zu einem Eichen- oder Laubmischwald regenerierte.

Die Häufung der Flurnamen mit «Hard» läßt darauf schließen, daß besonders Olten von einem breiten, grünen Kranz schöner Eichenwälder umschlossen war. Auch im Kleinholz, wo sich heute das Schützenhaus und die Sportanlagen befinden, wurden vor 400 Jahren Schweine gehütet. Nach Christen³⁾ feierten die Oltner noch anfangs des 19. Jahrhunderts im Schatten der dortigen Eichen ihre Kilbi. Wenn auch durch keine Flurnamen bewiesen, waren die nordseitigen Hänge, bedingt durch die Bodenbeschaffenheit, mit Eichenwald bekleidet.

Die Verehrung der Eiche

Die Eiche war den Germanen ein heiliger Baum und wurde mit dem Gewittergott Donar in Beziehung gebracht. In Eichenwäldern opferten sie ihren Göttern, bestatteten sie ihre Toten und fanden die Gerichtsverhandlungen statt. Diese Verehrung der Eiche war im Nutzen als Fruchtbaum begründet. Die Eicheln dienten unsern Ahnen als unentbehrliches Nahrungsmittel, indem sie aus ihnen Mehl und Brot herstellten. Deshalb war sie ihnen für die Ernährung lebensnotwendig und mußte vor dem Eigennutz des Einzelnen geschützt werden. Die Menschen der damaligen Zeit führten einen fortwährenden Kampf gegen den Wald, um genügend Weideland zu gewinnen, wobei aber den Eichen als Nutzbäumen besondere Obhut zuteil wurde. In vorchristlicher Zeit wurden dem Menschen nützliche Pflanzen in seinen Schutz gestellt und als heilig erklärt. Wie geschätzt die Eiche damals war, kann man an den Strafen ermessen, die auf ihre Schädigung ausgesprochen wurden. Sie erinnern in ihrer Grausamkeit an die Greuelthaten in den Konzentrationslagern während des zweiten Weltkrieges. Wie sie als fruchttragender oder «beerend» Baum geschützt war, zeigt das alte Landrecht der Schaumburger.

«Der en fruchtbaren Baum truddete soll mit seinen Därmen nach ufgeschnittenem Bauche umb den Schaden gebunden und damit zugehelen werden. Wenn jemand einen fruchtbaren Baum abhaute und den Stamm verdeckte dieblicher Weise, dem soll seine rechte Hand uf den Rücken gebunden und sein Gemechte uf den Stamm genegelt werden und in die linke Hand eine Axe geben sich damit zu lösen.»

Dabei erkennen wir, daß die Eiche als heiliger Baum personifiziert wurde und ihre Schädigung eine entsprechende Strafe erforderte, indem man der Rinde die Därme des Menschen gleichstellte. Mit solchen Strafen wurden in Preußen und Lettland die christlichen Glaubensboten gerichtet, die sich erlaubten, die heiligen Eichen zu beseitigen. Das Fällen wichtiger Bäume wurde auch in der Schweiz mit hohen Strafen belegt. So waren im Urserental die Arven und Rottannen gebannt und Zuwiderhandelnde wurden

¹⁾ Urkunden des Stadtarchivs Baden 1490.

²⁾ Ochsenbein, Die Urkunden der Belagerung und Schlacht bei Murten 1476.

³⁾ Christen Alois, Dunkle Erinnerungen eines alten Oltners aus seiner Jugendzeit. Historische Mitteilungen, Gratisbeilage zum «Oltner Tagblatt», 7. Jahrgang, Sept. 1913.

mit dem Tode bestraft. Scheffel erwähnt noch im «Ekkhard» ein Pferdeopfer aus dem 10. Jahrhundert auf Hohenkrähen, wo bei aufgehender Sonne das Blut in das Wurzelwerk einer Eiche gegossen wurde.

Wahrscheinlich schon vor dem Religionswechsel genügte die bisherige Ernährungslage infolge Bevölkerungszunahme nicht mehr. Es erfolgten ausgedehnte Rodungen, um mehr Getreide anpflanzen zu können, das sichere und größere Erträge abwarf. Zur menschlichen Nahrung wurde die Eichel nur noch in Hungersnöten benützt. Die Ehrfurcht vor der Eiche war aber im Volke so fest verankert, daß sie auch mit dem Glaubenswechsel nicht verschwand. An Stelle heidnischer Vorstellungen trat der Marien- und Heiligenkultus. An die Eichen wurden Heiligenbilder befestigt oder in deren Schatten Kapellen errichtete. Am 9. September 1806 gab der kleine Rat von Luzern den Befehl zum Fällen der heiligen Eiche von Dagmersellen. Da und dort trifft man in der Schweiz Brunnenstöcke, die von einer Eichel gekrönt sind. Sie gilt als ein Symbol des Schutzes.

Bei Magden im Bezirk Rheinfelden steht heute noch auf einer Anhöhe, dem «Halmet», «die gsägneti Eich», ein knorriger Baumriese im Alter von 250 Jahren. Nach Diesler hagelte es dort in den Jahren 1731 und 1735 so stark, daß die Gegend aussah wie im Winter. Um inskünftig von Hagelwettern verschont zu bleiben, wählte man auf der Halmethöhe eine 40- bis 50jährige Eiche aus, schnitt drei Kreuze in ihre Rinde, legte diese mit gesegneten und wohlriechenden Kräutern aus und segnete hierauf den ganzen Baum ein.⁴⁾

Unter alten Eichen wurde im Mittelalter Recht gesprochen; sie waren Dingstätten. So berichtet Ildefons von Arx, daß das Landgericht für den Buchsgau bei der Eiche in Werth bei Neuendorf abgehalten wurde. Das niedere Gericht des Stiftes Werd versammelte sich unter einer Eiche auf dem Bühl.⁵⁾

Oft trifft man heute noch einzelstehende mächtige, weit über 100 Jahre alte Eichen, deren jährlicher Holzzuwachs gering ist und trotz den lockenden Holzpreisen nicht gefällt werden. Sie haben das Glück, einem naturverbundenen Waldbesitzer zu gehören. Im Rauschen ihrer Blätter vernimmt er den Gesang der Waldgeister vom ewigen, unversieglischen Leben, dessen Quellen zu Füßen der Eichen fließen. Nur zögernd, mit einer geheimnisvollen Scheu und einem Unbehagen spricht er über den ehrwürdigen Baum das Todesurteil. Die Wertschätzung der Eiche und die Ehrfurcht vor ihr haben sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf die Gegenwart vererbt.

Die Eichenwälder im Mittelalter

Wenn die Eicheln im Mittelalter nicht mehr zur menschlichen Nahrung dienten, wurde die Eiche trotzdem vor allen andern Waldbäumen wissentlich geschont und begünstigt; denn sie bot den Menschen sozusagen alles: In den Früchten die gute Nahrung für die Schweine, in den geschneitelten Zweigen das Ziegenfutter, im gefallenem Laub die Viehstreue, im

Holz das solide Bau- und Brennmaterial, in der Rinde die Lohe zum Gerben des Leders und in ihrem Schatten breitete sich nahrhaftes Weideland aus. So ist es begreiflich, daß man diesen wertvollen Nutzbau schützte und Anordnungen traf, um die Fruchthaine zu erhalten. In Waldblößen wurden junge Eichen gesetzt, sogar Eicheln ausgesät. In der Waldordnung von Basel 1697 treffen wir die Verfügung: Sodann jeder junge Mann, so erstmals in die Ehe eintritt, wie auch der, so den Einsatz in einen oder den andern Ort erlanget, absonderlich ein jungen Eichen zu setzen bei Straf zehn Pfund und gebührendermaßen schirmen sollte. Das alljährlich in Brugg stattfindende Jugendfest, der Rutenzug, gründet sich auf das Anpflanzen junger Eichen auf dem Bruggerberg.

Auch in unserm Kanton, besonders aber im Niederamt, breiteten sich ausgedehnte Eichenwälder aus, die der Chronist Haffner 1666 wie folgt rühmt: Die Tannen, Buochen und Eichbäum wachsen hoch und groß, wie die Linden, also daß es schöne Wäld allenthalben hat, auch zum bauen, brännen an Holtz und Kohlen nichts abgeht, wann man nur inskünftig etwas gespar-samer wurde seyn und die Bauhölzern nit unnützlich verschwenden thäte.

Aber nicht nur die besondere Bevorzugung der Eiche durch den Menschen, auch ihre unverwüsthche Lebenskraft ließen sie im Landschaftsbild unserer Heimat zum vorherrschenden Waldbaum werden.

Die Eiche ist vor allem ein Lichtbaum. Licht-hungrig streckt sie ihre Äste der Sonne entgegen. Hell und licht ist es unter ihrem Kronendach, so daß auch für die Krautschicht in ihrem Schatten noch genügend von diesem Lebenselement übrig bleibt. Die weitausladenden Äste verhindern die Austrocknung des Bodens und fördern einen gesunden, dichten Nachwuchs. Wie wohl geborgen muß sich in einem solchen Naturwald das Wild gefühlt haben! Dieser offene, fast parkartige Eichenwald, ein Mittelding von Wald und Wiese, war für die Nutzung durch den Weidgang besonders günstig. Den Schaden, den die Eiche dabei durch Benagen und Abfressen von Rinde, Zweigen und Blättern erlitt, konnte sie recht gut ertragen. Kein anderer Baum besitzt bis ins hohe Alter hinein ein solch unbegrenztes Ausschlagvermögen wie die Eiche. Der starke Gerbstoffgehalt schützt die Rinde vor allzu großer Verwundung. Auch gegen das Sammeln des Laubes zu Streue ist sie weniger empfindlich als die Buche. Diese vermag vom mittleren Alter an keine Stockausschläge mehr zu bilden. Ihr Nachwuchs erfordert vielmehr Humus, der wieder eine unversehrte, hohe Fallaubdecke bedingt. Infolge dieser Eigenschaften, verbunden mit der besondern Begünstigung durch den Menschen war es der Buche nicht möglich, das ihr durch Klima und Boden zugehörnde Areal vollständig in Besitz zu nehmen.

Das Fallaub der Eiche, wie auch dasjenige der Hainoder- Hagebuche, zersetzt sich in kurzer Zeit in nahrhaften Humus. Der Waldboden ist krümelig und auf-

⁴⁾ Diesler C., Rheinfelden, «Vom Jura zum Schwarzwald», 1938, Heft 1.

⁵⁾ Furrer A., Dorfbilder aus dem alten und neuen Schönenwerd, 1923.

geloockert. Beim Betreten bemerkt man seine weiche, durch die Arbeit der Regenwürmer entstandene röh- rige Struktur. Der reichliche Unterwuchs verhindert eine Austrocknung des Bodens, erhält ihm die nötige Feuchtigkeit, die wieder die Arbeit der Bodenbak- terien günstig beeinflusst. So gehört der Boden des Eichenwaldes zu den humus- und nährstoffreichsten. Mit Vorliebe hat deshalb der Mensch diese in Kultur- land umgewandelt. Ausgedehnte Rodungen fanden wohl schon zur Zeit der Helvetier statt und dauerten bis zum Ausgang des 1. Jahrtausends. Freilich berich- ten uns auch Urkunden aus dem Mittelalter, daß da und dort Wälder gereutet wurden.⁶⁾ Aus einer Klage- schrift des Stiftes Werd gegen die Witwe Adelheid von Gösgen vernehmen wir, daß diese 1354 den Wenger- berg zu Walterswil sich selbst zinsbar gemacht und zum Ausreuten verliehen habe. Ferner habe sie den Zins von 40 Jucharten im Gerede nicht bezahlt, die wahrscheinlich ebenfalls um diese Zeit urbar gemacht worden waren.

Die ursprünglich ausgedehnten Eichenwälder des Niederamts wurden also schon im Mittelalter in Äcker, Wiesen und Rebberge umgewandelt. Deshalb rühmt der Chronist Haffner die Fruchtbarkeit des Nieder- ämterbodens. «In den Dörfern herrsche ein Mangel an Mattland; jedoch seien viele Äcker vorhanden.» Strohmeier zählt in seiner Beschreibung des Kantons Solothurn 1836 die Gemeinden Gretzenbach, Däniken, Ober- und Niedergösgen, Winznau und Lostorf zu den ertragreichsten. So haben wir dem Eichenwald selbst noch nach seinem Verschwinden durch seine von ihm geschaffene nährhafte Erde den Reichtum am Brot unserer Heimat zu verdanken. Trotz den Rodungen blieben aber, besonders in den Niederungen, noch so viele Eichenwälder unversehrt, daß sie den Anforde- rungen der verschiedenen Nutzungen genügen konn- ten.

Die Waldweide

In alten Urkunden wird die Waldweide, das «Wunn und Weide», oft erwähnt. Seit der Einwanderung der Alemannen gehörten die Wälder den Marchgenossen- schaften oder Korporationen, wie sie heute noch in den Bergkantonen bestehen. Bei uns sind diese kaum mehr zu erkennen; meist sind die Kirchgemeinden,

die früher mehrere Dörfer umfaßten, wie z. B. Gretzen- bach und Stüßlingen, Überreste davon. Der Wald war unverteilt, Gemeingut aller Freien. Sein Nutzen be- stand zur Hauptsache im Weidebetrieb, dann in der Jagd und erst zuletzt im Holzertrag. Jagdfrevel wurde strenger bestraft als Holzdiebstahl. Der lockere, lichte Aufbau der Laubwälder erlaubte eine fast zusammen- hängende, wiesenartige Krautschicht, die, wie auch die Blätter und Zweige der Bäume, dem Vieh reichlich Nahrung bot. An Waldrändern und magern, steinigten Stellen, wo allerlei Buschwerk sich breit machte, tat sich das «Schmalvieh», Ziegen und Schafe gütlich. Die vielen Flurnamen, die besonders im Gebiet von Gretzenbach und Däniken auf diese Waldweide hin- weisen, lassen ihre frühere, große Bedeutung er- kennen.

Diese Art der Nutzung, bei jeder Witterung, vom frühen Frühling bis in den Spätherbst ausgeübt, war mit der Zeit für den Wald nicht ohne Schaden. Der Boden wurde durch die Weidetiere festgetreten, seine Lockerheit dadurch zerstört und damit das Durch- läften verhindert, was für die nährstoffschaffenden Bodenbakterien und das Wachstum der Wurzeln von großem Nachteil war. Besonders empfindlich war der Schaden, den die Tiere durch das Abfressen von Knospen, Blättern und Zweigen anrichteten. Der je- weilige Zuwachs während einer Vegetationsperiode wurde durch den Verlust dieser aufbauenden Organe beinahe aufgehoben. Da sich diese Schäden von Jahr zu Jahr wiederholten, steigerten sie sich mit der Zeit so, daß der Wald stellenweise größere Blößen zeigte, worauf man dann die sog. Einschläge anlegte. Nicht alle Waldbäume ertrugen die Waldweide gleich gut. Vor allen andern regenerierte die Eiche die abge- fressenen Organe am besten. An der Basis der Zweige sprossen aus schlafenden Augen einfache, schlanke Triebe. In dieser Beziehung war sie der Buche weit überlegen; ihr und auch der Weißtanne fehlten dieses bis ins Alter bestehende Ausschlagsvermögen, so daß die Eiche durch ihre größere Lebenskraft im Laub- wald vorherrschend wurde.

Das Acherum

Eine weitere, noch bedeutendere Nutzung, die nur den Eichenwald betraf, war die Eichelmast, Eichel- weid, auch Acherum genannt, worunter man das Füt- tern der Schweine mit Eicheln verstand. Wie im alten Griechenland und im römischen Italien bildete die Eichelmast auch bei den Alemannen den Hauptertrag der Laubwälder. Ihr Wert richtete sich nach dem Er- trag des Acherums. Seine Ausübung war genau ge- regelt. So wurde nach dem Gesetze Lantfrieds (717 bis 719), das auch für den größten Teil der Schweiz galt, das Anzünden von Schweineställen im Walde mit hohen Geldbußen bestraft.

In der Geschichte der Stadt Olten und des Buchs- gaus vermittelt uns Ildefons von Arx gute Aufschlüsse,

⁶⁾ Eggenschwiler Ferd., Die territoriale Entwicklung des Kan- tons Solothurn. Mitt. des Hist. Vereins des Kts. Solo- thurn, 1916.



wie im Niederamt das Acherum betrieben wurde. Mit Hochwald bezeichnete man damals nicht wie heute einen durch Sämlingen entstandenen Wald, sondern alle zur Schweinemast dienenden Früchte, wie Eicheln, Buch- und Haselnüsse, Beeren und Wildobst. Dieser Hochwald war Eigentum des Landgrafen, dem der Eichelzehnt zukam. Vor allen andern war aber die Eichelmast die ausgiebigste Nutzung. Mit Eicheln gemästete Schweine ergaben kerniges Fleisch und festen Speck; während Buchnüsse nur weiches Fleisch und flüssigen Speck erzeugten. Ohne Eicheln war im Mittelalter die Aufzucht der damals so geschätzten Tiere nicht möglich. Die Volkstümlichkeit der Eiche beruhte ohne Zweifel weniger auf ihrem imposanten Wuchs als in ihrem Wert als Nutzbaum. Heute noch spricht man von einer Vollmast, wenn sie reichlich fruktifiziert, was etwa alle 6—7 Jahre vorkommt. In günstigen Gebieten kommen dazwischen mehr oder weniger reichliche Sprengmasten vor. Da die Schweine nur in Mastjahren in die Wälder getrieben werden konnten, begreift man, wie sehnlich man ein solches erwartete. Die Bürger der Stadt Hagenau im Elsaß ließen im Jahre 1649 beim Eintritt einer Vollmast ein feierliches Hochamt halten.

Das Acherum wurde stets gemeindeweise durchgeführt. Jede Gemeinde trachtete darnach, ihr Weidegebiet zu vergrößern. Übergriffe der Nachbarn wurden hartnäckig zurückgewiesen und gaben Anlaß zu fortwährenden Reibereien, da die Gemeindegrenzen damals noch nicht genau festgelegt waren. Jede Freundschaftlichkeit hörte in diesen Dingen auf. Von solchen Streitigkeiten, die die Oltner mit den umliegenden Gemeinden ausfochten, berichtet wieder Ildefons von Arx.

«Wie es mit der Wässerung ging, eben das geschah auch mit der Tratte (Viehweide) und Äckerung. Alle umliegenden Dörfer wollten ihr Vieh und Schweine in das Herbstgras, auf die Allmenden und in die Wälder der Oltner treiben und diese hatten die größte Mühe, sich ihrer Nachbarn ab dem Halse zu schaffen. Die Bänne waren lange fast nur wegen gerichtlichen und obrigkeitlichen Geschäften geschieden, und man fuhr, wenn kommlich war, in den Wald, auf die Weide einer andern Gemeinde. Daraus entstand die sog. gauische Tratte, vermöge dessen die Dörfer im Gaue, auch Olten und Trimbach, ihr Vieh wohin sie wollten auf die Weide treiben konnten, nämlich die Oltner in den Gau hinauf und die Dörfer auf Olten herab, so daß oft zu Olten in dem Kleinholze Schweine aus dem Gaue und von Trimbach herein auf der Äckerung waren, sogar trieben die Trimbacher ihre Schweine über die Aar in das Ebenholz zu Dulliken.»

Der nachfolgende Bericht bestätigt durch die angegebenen Flurnamen die zahlreichen Eichenwälder zwischen Olten und Däniken.

«Die Gemeinde Olten hätte freilich die Schweinemästung, welche sie außer dem Buchsgau auf dem rechten Aareufer mit den Dörfern Starrkirch, Wil, Dulliken und dem Hofe Wartberg, in ihren 3 Wäldern Ey, Hart, Lüssihart, und in den durch die Landstraße durchschnittenen Dänikerhart, in dem an der Aare gelegenen Starrkircher Härtli, im kleinen unter

dem Ehag gelegenen Holze und in dem am Engelberg gelegenen Walde Ebenholze seit Jahrtausenden gemeinschaftlich benützt hatte, gern so festgesetzt, weil sie ihren Vorteil dabei fand, aber die gemeldeten Dörfer weigerten sich 1581, solche Gemeinheit fortbestehen zu lassen.»

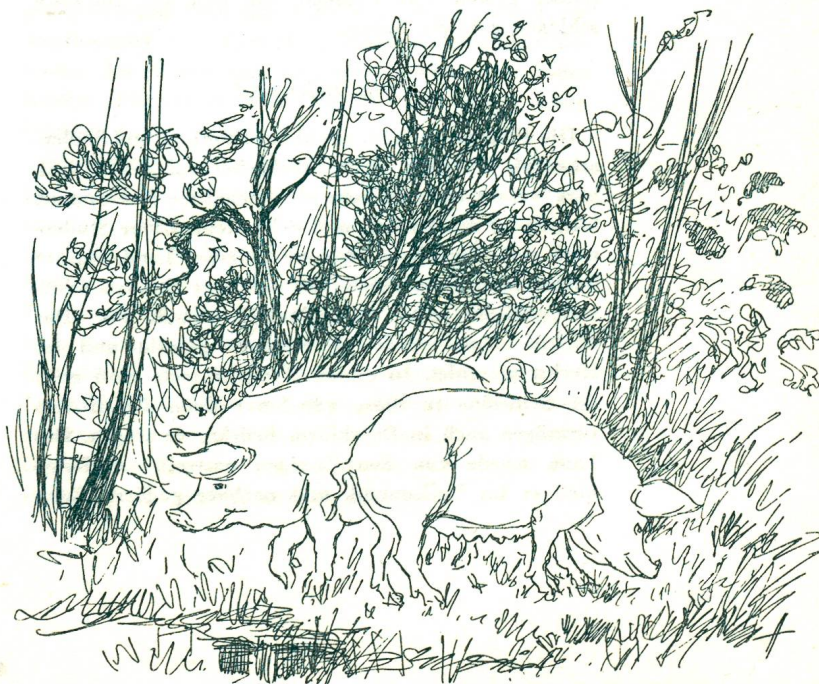
Mit Hilfe der Obrigkeit gelang es den Oltnern, den Gemeinden Wangen und Trimbach das Acherum in der Oltner Einung zu untersagen. Wiederholte Klagen dieser Dörfer bei der Regierung hatten keinen Erfolg und die «Gemeinheit» dauerte weiter. Die Oltner nutzten demnach zuerst gemeinschaftlich mit den Nachbargemeinden die genannten Eichenwälder. War in diesen die Mast zu Ende, trieben sie ihre Schweine erst noch in die eigenen Hochwälder, in denen die «lieben» Nachbarn ihre überlieferten Acherumsrechte verloren hatten.

Es scheint, daß besonders in den Städten zahlreiche Schweine gemästet wurden. Im Jahre 1424 zählte Aarau 1500 Einwohner, die 400 Schweine besaßen. Wenn diese zum Acherum getrieben wurden, trug die größte «Sau» eine Glocke. Die Beharrlichkeit, mit der die Oltner ihr Weidegebiet gegen die Angriffe der Nachbargemeinden verteidigten und diese selbst aus den Stadtwäldern vertrieb, läßt vermuten, daß auch sie zahlreiches Borstenvieh in ihren Mauern beherbergten und große Verehrer von «Schwinigem» waren.

Auch die Chorherren des Stiftes Werd setzten sich gerne zu einem köstlichen Braten und züchteten selbst Schweine. Im Dorfbrief vom Jahre 1410 findet sich die Stelle:⁷⁾

«Ouch sont (auch sollen) die gebursami und bysasen ze werd ir swin so sy habend, ane generd (ohne Gefährde) mit der Herren (Chorherren) swin triben in das Holtz genant der ban, so eichlen drinn stundent und gwachsen werent, es were klein oder fil (wenige oder viele), und sönt hiemit kein recht anders darzuhaben, in kein wis nütz (nichts) usgenommen denn (als) mit willen gunst und urloub eines propstes Capitels zu werd...»

⁷⁾ Der Dorfbrief ist im Soloth. Wochenblatt von 1822 abgedruckt, S. 89.



Über die Wahl einer Schweinehirtin berichtet der Stiftspropst:⁸⁾

«Anno 1644 den 3 tag Jenner, war an einem sonntag hab ich nach dem Hochamt Gmein gehalten unnd hab erstlich der gmein ein glückseliges iahr gwünst, zum andern hatt man die schweinehirrtinn wider bestättiget, unnd sie ermahnt, daß sie guet sorg und huott trage für die schwein.»

Das Acherum wurde wie folgt durchgeführt: Stand ein Mastjahr in Aussicht, wurde im September im und um den Wald gezäunt und für Zuleitung von Wasser gesorgt. Vor dem Austreiben wurden die Schweine geringelt und geschiltet. Um ihnen das Wühlen zu erschweren, steckte man ihnen einen Ring durch die Nase. Das Schilten bestand darin, daß man am Halse des Tieres ein Brett befestigte und ihm dadurch das Durchbrechen der Zäune verunmöglichte. Anfangs Oktober bevölkerten sich die Eichenwälder mit den grunzenden Herden. In einem normalen Mastjahr dauerte das Acherum bis Mitte Dezember oder ungefähr 66 Tage, bei einer Vollmast auch bis zur Fasnacht. Nachher wurden die Borstentiere dem Metzger überliefert und in Stadt und Dorf begann ein fröhliches Schmatzen an den leckern Bissen. Dem Meier des Dinghofs Erlinsbach mußten die Schweine bereits am St. Andreastag (30. November) übergeben werden. Wer dies nicht tat, hatte die Tiere selbst nach Einsiedeln zu bringen; aber er durfte sie an den Beinen nicht verletzen.

Der Eichenschwäld

Trotzdem sich der Eichenschwäld im Niederamt nicht nachweisen läßt, ist es möglich, daß sich die 4 Flurnamen mit «Loo» zwischen Walterswil/Ofttringen auf diesen beziehen könnten. Die gerbstoffreiche Eichenrinde war im Mittelalter im Gerbereigewerbe unentbehrlich. Der Verbrauch an Leder, besonders zu Kleidern, war damals sehr groß. Lederhosen, sog. Schweizerhosen, waren ein begehrter Exportartikel. Die 12—20jährigen Eichen enthielten am meisten Gerbsäure. Das Schälen dieser Bäume erfolgte im Mai, zur Zeit des reichlichsten Saftstromes. Diese Eichel-schwälderverlangten demnach eine niedere Umtriebszeit und konnten nur als Niederwald genutzt werden. Dieser besteht aus Bäumen, die sich aus Stockausschlägen gebildet haben.

Die Studenweid

Die Flurnamen Studenweid bei Däniken und Studenacker ob Winznau sowie Stockacker auf dem Engelberg weisen auf eine sehr alte, primitive Nutzungsart hin; es ist das Lauben und Schneiteln. Unter Studenweid z. B. handelt es sich um mageres Land, worauf lichtetes Laubholzgebüsch, das sich aus Stockausschlägen gebildet hatte, unregelmäßig verteilt war. Das dürrtige Gras wurde im Sommer gemäht und im Herbst geweidet. In einem Mastjahr jagte man auch die Schweine in diese «Studen»; denn die Eichen vermögen auch in Buschform Früchte zu tragen. Das Laub wurde von den Zweigen gestreift; «chööle» hieß es im Volksmund, und nachher gedörrt. Beim

Schneiteln wurden mit dem Gertel die Seitentriebe abgeschnitten und der Haupttrieb stehen gelassen. Die Ruten, deren Blätter ebenfalls gedörrt wurden, dienten wie das Laub besonders zur Winterfütterung der Ziegen. Das Lauben wurde deshalb hauptsächlich von Kleinbauern, den Taunern, ausgeübt. Da meist nur Eschen, Ulmen und Ahorne als Futterlaubebäume genutzt wurden, kam die Eiche weniger zu Schaden und ertrug diese Eingriffe infolge ihres Ausschlagvermögens ohne Nachteil. So gelang es ihr, auch an Waldrändern und auf Studweiden die Vorherrschaft zu erringen. Das Lauben und Schneiteln war eine besondere Wirtschaftsform des höhern Juras und hatte für das Niederamt keine große Bedeutung. Sie verschwand mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts; doch griff man in Mißjahren immer wieder darauf zurück. Das Schneiteln soll in Hägendorf erst im Jahre 1885 vollständig aufgehört haben.

Verwendung des Eichenholzes

Neben all diesen Nutzungen fand das Holz der Eiche dank seiner Widerstandskraft eine allgemeine und vielseitige Verwendung. Überall, wo man auf Wert, Würde und Dauerhaftigkeit hielt, kam nur dieses in Frage. Man denke nur an die mächtigen eichenen Schwellhölzer, die als eine Art Fundament die Häuser trugen, an die Tür- und Fensterbalken, an Brücken und Brunnentröge, Trotten, Feldwalzen, Glockenstühle und Kanzeln. Die eichenen Möbel in den Bauernstuben vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht und waren ein Sinnbild des wahrhaften, altbewährten Bauerntums. — Als wiederholte Feuersbrünste die Stadt Olten und auch Dörfer, wie Trimbach und Lostorf, einäscherten, als nach dem Guglerkriege und dem Erdbeben von 1356 zahlreiche Wohnstätten wieder aufgebaut werden mußten, leisteten auch unsere Eichenwälder ihren Beitrag dazu. Das Eisenwerk in Olten, in dem das in Erlinsbach grabene Erz verarbeitet wurde, verwendete ebenfalls Eichenholz. Bekanntlich ließ im Bauernkrieg 1653 die solothurnische Regierung die Brücke in Olten niederbrennen. In den Jahren 1655/57 wurde sie wieder neu erstellt, wozu der Baumeister 980 Eichen benötigte. Wenn wir für einen einzigen Baum mit 50 m² Wurzelraum rechnen, ergibt sich, daß diese Eichen einem Wald von 4,9 ha entsprechen. — Die noch bestehenden Strohhäuser zeigen deutlich, welche reichliche Holzmengen die damaligen Baumeister vom Walde verlangten. Zu Stadt und Land muß der Holzverbrauch beträchtlich gewesen sein, und Haffner wird 1666 nicht ohne Sorge um den Wald gemahnt haben, «wenn man nur inskünftig gesparsamer wurde seyn».

Maßnahmen zum Schutze des Waldes

Die Teuerung und die Hungersnot vom Jahre 1770/72 sowie die Krisenzeiten zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren dem Bestand des Waldes nicht günstig und forderten erneute Rodungen. Besonders in den

⁸⁾ A. Furrer, Aus einem alten Gemeindeprotokoll. Histor. Mitteilungen, Gratisbeilage zum «Oltner Tagblatt», Jahrg. 1911—14.

Städten muß wie heute ein fühlbarer Holzangel herrscht haben. So waren die Stadtberner, trotz ihres Waldreichtums, gezwungen, ihre Wohnungen mit Torf zu heizen. Als jedoch deswegen ihre Öfen rauchten, verwendete man hierauf dieses Heizmaterial nur noch im Zuchthaus und Inselfpital.

Zum Schutze des Waldes erließen die Regierungen einschränkende Bestimmungen. Sie empfahlen das vermehrte Erstellen von Einschlügen; die Dauer der Weide wurde verkürzt und die Zahl der Weidetiere, besonders der Ziegen, herabgesetzt. Im Jahre 1751 gab Solothurn die erste Holzordnung heraus. Sie forderte «so vil Einschlüg, als die Befindenheit unsern Hochwäldern gestatten kann» und verlangte, daß sie mit Gräben und Trockenmauern umgeben werden sollten und Grasen und Mähen zu unterlassen sei. Wer eine Kuh halten konnte, durfte keine Ziegen besitzen, und die Armen durften diese nur an besonders angewiesenen, unschädlichen Orten weiden lassen. Der Bischof von Basel verordnete 1755: «Wann in einem Eichenwald die Bäume rar sind, und einer allzuweit von dem andern steht, oder wofern es hin und wieder leere Flächen darinnen gäbe, so soll ein jeder Gemeindevohner schuldig sein, eine junge Eiche zu pflanzen und ein jeder Neugeheueratheter soll im ersten Jahr seines Ehestandes deren 3 pflanzen und damit also fortgefahren werden, bis der Wald wieder gehegt und vollkommen angebaut sein wird.»

Daß auch in unserm Gebiete die Eichen seltener wurden, beweist eine Verfügung der Regierung, die 1766 eine Ausfuhrbewilligung für 32 im Amt Olten gefällte Eichen verweigerte. 1804 setzte sie fest: Alles schädliche Lauben sowohl an Bäumen als an Hägen ist gänzlich verboten, und 1809: Es ist überhaupt, besonders in Einschlügen, verboten, Zweige zu brechen, Laub zu rechen und zu streifen. — Wohl einer der letzten im Niederamt erstellten Einschlüge entstand 1798, zur Zeit des Franzoseneinfalls, zwischen Schönenwerd und Unter-Entfelden, östlich der Straße. Heute finden wir dort einen Bestand hochstämmiger Fichten; nur Wälle und Gräben sowie der Flurname «Franzoseinschlag» erinnern an den frühern Weidewald.

Das Verschwinden der Eichenwälder

Die Zeiten zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren für den Weidewald, für den Eichenwald im besondern, Jahre des Umbruchs, die eine Folge durchgreifender Umstellungen in der Landwirtschaft waren. Die Erträge der Waldweide wie der Eichelmast gingen zurück. Der Hauptgrund zur Aufgabe der letzteren war aber der in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnende Anbau der Kartoffel. Der Baumriese «Eiche» wurde von diesem fremdländischen «Kraut» verdrängt. Die Dreifelderwirtschaft wurde aufgegeben, der Futterwechsel eingeführt, Klee gebaut, der Weidebetrieb eingestellt und durch vermehrte Stallfütterung ersetzt. So verschwanden jahrtausendalte, festverwurzelte Betriebsarten, und neue, ertragsreichere traten an ihre Stelle. Der intensive Landwirtschaftsbetrieb löste den extensiven ab. Der Wald war

endlich das alleinige Wirkungsfeld des Forstmannes. Land- und Forstwirtschaft, beides Schwestern der Urproduktion, gingen fortan getrennte Wege.

Für den Eichenwald wirkte sich dieser Wechsel ungünstig aus. Der früher so gepflegte und geschonte Fruchtbaum wurde zum gewöhnlichen Holznutzbaum erniedrigt, und als solchem ging ihm die bisherige Obhut und Fürsorge durch den Waldbesitzer verloren. Im Kampfe um den Lebensraum mit andern Waldbäumen war die Eiche nun völlig auf sich selbst angewiesen. Wie oft wird sie, allen Stürmen und Wettern trotzend, als Symbol unbeugsamer Kraft gefeiert! Sie ist jedoch, wenn ihr die schützenden Maßnahmen des Menschen fehlen, der hilfloseste Baum im Wald und ist allein nicht imstande, ihren Platz an der Sonne zu verteidigen. Unter ihrem hochgewölbten, weiten Kronendache bildet sie nicht nur ein nährstoffreiches Keimbett für ihre eigenen Sämlinge; auch solche von Buchen und Fichten schießen üppig hervor. Tolerant gewährt sie allen das nötige Licht, den willkommenen Schatten in der Sommerhitze, bis sich beide in schnellem Wachstum über ihre Beschützerin emporrecken und ihr den Blick nach der Sonne verdecken, daß sie, Ast um Ast verdorrend, langsam abstirbt.

Aber auch der materialistische Zeitgeist des 19. Jahrhunderts war für den Niedergang des Eichenwaldes verantwortlich. Die Ehrfurcht vor der Unversehrtheit des Waldes war der damaligen Generation fremd. Sie erblickte in ihm eine Kapitalanlage, die zu möglichst hohen Prozenten rentieren mußte. Diese Einnahmequelle hatte auch fortwährend zu fließen. Der langsam wachsende Eichenwald mit einer Umtriebszeit von weit über 100 Jahren konnte diese Anforderungen nicht erfüllen. Auf Kahlschläge pflanzte man raschwüchsige Fichten, die in wenig Jahren schon als Stangen-, Papier- oder als gesuchtes Bauholz hohe Erträge abwarfen. Die heutigen ausgedehnten, düstern Fichtenwälder zeugen von diesem unnatürlichen Waldbau und sind mit ihren toten Böden Sorgenkinder der Forstleute.

Weitere Eichenwälder verloren ihre Existenz in dieser Zeit ebenfalls durch Rodungen. Nach Alois Christen opferten die Oltnen 1806 ihren Eichenwald im Kleinholz dem Kirchenbau. Der Boden wurde in Stücke ausgemessen und den Bürgern als Pflanzland gegen billigen Pachtzins verteilt. Dadurch erhielt die Anpflanzung von Kartoffeln einen bedeutenden Zuwachs. Als Steuer zum Kirchenbau wurde auf jedes Klafter Bürgerholz eine Abgabe von einem alten Franken gelegt.

Den letzten Todesstoß erlitten die noch bestehenden Eichenwälder durch den Eisenbahnbau, der um 1850 einsetzte. «5000 Jahre Eichelmast haben ihnen weniger geschadet, als 50 Jahre Bahnbau», sagt Großmann. Der Bedarf an eichenen Eisenbahnschwellen war enorm. Zu diesem Zwecke allein hatte die Gemeinde Wiedlisbach beim Bau der Linie Olten—Solothurn einen Eichenwald von 80 Jucharten geschlagen. Noch im Jahre 1930 benötigten die Bundesbahnen neben eisenen noch 120 000 Holzschnellen, wovon 55 % eichene. Diese haben gegenüber den buchenen den Vorteil, daß sie nicht imprägniert werden müssen.

Als 1864 die Aarebrücke Schönenwerd—Niedergösgen gebaut wurde, mußten die nötigen Eichen im Staatswald Rotholz ob Erlinsbach geholt werden, ein Zeichen, daß die Eichenwälder in den Niederungen bereits der Vergangenheit angehörten. Die noch bestehenden Eichengehölze bei Däniken, Obergösgen und Walterswil sind noch ein kümmerlicher Rest einer frühern machtvollen Entfaltung.

Rück- und Ausblick

«Mit dem ersten Baum, der für den Anbau fiel, begann die Zivilisation; mit dem letzten Baum wird sie aufhören.»

Dieses Zitat aus der Schweiz. Forstzeitschrift beweist den großen Einfluß des Menschen auf den Wald schon seit vorhistorischen Zeiten. Bereits unter den primitivsten Wirtschaftsformen hat er den Wald umgestaltet, indem er ihn bald schützend vor Vernichtung bewahrt, bald ihn durch Rodung und Raubbau zerstört hat. Der Auf- und Abstieg des Eichenwaldes zeigt uns besonders eindrücklich, wie eng verbunden er mit dem Wechsel der Wirtschaftsformen war. Seine Geschichte ist zugleich auch eine solche unserer Lebenshaltung, unserer Kultur.

Wir erkennen auch, wie wandelbar im Laufe der Jahrtausende unsere Vegetation ist. Der Wald erscheint uns Menschen so unveränderlich und festgefügt. Seine heutige Erscheinungsform gleicht jedoch einem Augenblicksbild, das wir in der kurzen Frist unseres Lebens nur flüchtig erhaschen. Auch er ist dem ewigen Wechsel aller Dinge unterworfen.

Es ist das Bestreben der neuern Forstwirtschaft, alle Kräfte zu erforschen, die einen gesunden, natürlichen und ertragreichen Wald schaffen. Vom Naturwald ausgehend untersucht man die Ansprüche jeder einzelnen Holzart nach Boden, Klima und Höhenlage; man will erfahren, wie sie sich gegenseitig im Konkurrenzkampfe beeinflussen und welche Kombination von Waldbäumen die größtmögliche Lebenskraft hervorbringt. Ein solches Streben läßt auch unsere Eiche wieder zu ihrem Rechte kommen. Die Hügellzone unseres Gebietes wird wieder für die Laubhölzer beansprucht werden. In ihrer Gesellschaft wird auch die Rottanne noch genügend Platz finden. In den Niederungen längs der Aare wird an geeigneten Stellen die Eiche, vermisch mit Hainbuche und Birke wieder Einzug halten. Bereits trifft man da und dort solche hellen, lichtdurchfluteten Eichenwäldchen an, die einen besonderen Schmuck unseres heimatlichen Pflanzenkleides bilden.

Literatur:

1. von Arx, Ildefons, Geschichte der Stadt Olten.
2. von Arx, Ildefons, Geschichte der Landgrafschaft Buchsgau.
3. Brockmann-Jerosch, H., Die ältesten Nutz- und Kulturpflanzen. Vierteljahresschrift der Naturf. Gesellschaft in Zürich. 26. Jahrg. 1917.
4. Brockmann-Jerosch, H., Das Lauben und sein Einfluß auf die Vegetation. Schweiz. Jahresbericht der Geogr.-Ethnograph. Gesellschaft Zürich 1917/18.
5. Brockmann-Jerosch, H u. M., Die natürlichen Wälder in der Schweiz. Bericht der Schweiz. Botan. Gesellschaft, Heft 19, 1910.
6. Bühlmann, Fritz, Von den einstigen Eichen- und Buchenwäldungen im Amt Fraubrunnen. Sonntagsblatt d. Schweizer Bauern. Jahrg. 1918/19.
7. Großmann, H., Die Waldweide in der Schweiz. Promotionsarbeit. Zürich 1927.
8. Großmann, H., Das Futterlaub im Jura. Schweiz. Zeitschrift für Forstwesen. 74. Jahrgang, Heft 7/8, 1923.
9. Halfter, Franz, Der kleine Solothurnische Schauplatz, 1666.
10. Meyer, Karl, Alfons, Geschichtliches von den Eichen in der Schweiz. Mitt. der Schweiz. Centralanst. für das forstl. Versuchswesen. Bd. 16, Heft 2, Zürich 1931.

